www.umweltethik.at

Paradies-Verbraucher? Aufstieg und Fall der Konsumgesellschaft

Tim Jackson

Dieser Text gibt einen Überblick über die aktuelle ökologische und soziale Kritik an der Konsumgesellschaft. Insbesondere behandelt er die Kritik an der herkömmlichen Gleichsetzung von wirtschaftlichem Konsum mit dem Wohlbefinden der Menschen und präsentiert einen alternativen, bedürfnistheoretischen Ansatz zur Bemessung menschlichen Wohlergehens. Diese alternative Sichtweise scheint uns die Möglichkeit zu eröffnen, besser zu leben, indem wir weniger konsumieren. Angesichts dieser Möglichkeit müssen wir uns aber fragen: Warum konsumieren wir dann weiter? Ich meine, die Macht der Konsumgüter gründet sich zum Teil darauf, dass sie uns eine greifbare Strategie für die Suche nach kulturellem Sinn anbieten. Alternativen zur Konsumkultur müssen sich daher der Aufgabe stellen, eine alternative Strategie zu identifizieren.

This paper outlines recent ecological and social critiques of consumer society. It discusses in particular critiques of the conventional equation of economic consumption with human well-being and sets out an alternative, needs-theoretic account of human well-being. This alternative perspective appears to offer us the possibility of living better by consuming less. But this possibility begs the question: why do we continue to consume? I argue that the power of consumer goods lies in part in offering an apparent strategy for the pursuit of cultural meaning. Alternatives to the consumer culture must confront the task of identifying an alternative strategy.

Schlüsselbegriffe: Konsumgesellschaft, Wohlfahrtsindikatoren, Lebensqualität, Bedürfnisbefriedigung, Sinnsuche

Keywords: consumer society, welfare indicators, quality of life, needs-satisfaction, pursuit of meaning

Einleitung

Wir leben in einer materiellen Welt. Schauen Sie sich um. Was sehen Sie? Eine Welt voller materieller Güter. Eine Wirtschaft, in der Fortschritt mit zunehmendem Überfluss gleichgesetzt wird. Eine Zivilisation, die sich über Waren definiert. Eine Gesellschaft, die in Habseligkeiten schwimmt. Ein Konsumentenparadies. Läden voller 'Goodies'. Leben voller 'Zeug'. Von 'Lust auf Zeug' besessene und getriebene Menschen. Es ist, wie es Madonna in ihrem Hit 'Material World' beschreibt: eine durch und durch profane und zunehmend materialistische Welt.

Aber natürlich ist es auch eine Welt, in der wir 'besser dran' sind als wir es vor 50, 100 oder 200 Jahren waren. Bessere Ernährung, mehr Gesundheit, höhere Lebenserwartung, weniger Analphabetentum, geringere Kindersterblichkeit, höhere Mobilität, eine Vielfalt an arbeitssparenden Geräten sowie verbesserte Erholungs- und Freizeiteinrichtungen sind nur einige der zahlreichen Vorteile, die dem Wirtschaftswachstum zugeschrieben und von diesem auch in der Zukunft erwartet werden.

Das verfügbare Einkommen des Durchschnittskonsumenten ist heute deutlich höher als vor fünfzig Jahren. Parallel zur Zunahme des Bruttonationalprodukts (BNP) vergrößerten sich die Konsumausgaben in den meisten Staaten des Westens real um mehr als das Doppelte während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Verstärkter Konsum er-

Natur und Kultur 3/2 (2002): 55-74
© Gesellschaft für ökologisch-nachhaltige Entwicklung

möglicht uns einen höheren Lebensstandard. Und von einem höheren Lebensstandard wird auf ein Mehr an Lebensqualität geschlossen. Also sind wir mit mehr Konsum besser dran. So lautet zumindest die landläufige Meinung. Kurz gesagt, der zunehmende Reichtum eines Landes gilt als Garant für die kontinuierliche Verbesserung des Wohles seiner Einwohner. Und wenn wir sicher sein wollen, dass die Lebensqualität weiterhin immer neue Höchstmaße erreicht, bietet uns die herkömmliche Sichtweise ein griffbereites und vertrautes Rezept, wie wir dieses Ziel erreichen können: Wir haben für starkes und stabiles Wirtschaftswachstum zu sorgen.

Natürlich ist es nicht völlig unbemerkt geblieben, dass der Durchschnittswert des Pro-Kopf-Einkommens beträchtliche individuelle Unterschiede verschleiert: Manche verdienen viel mehr, andere viel weniger als der Landesdurchschnitt. Aber schließlich liegt die Aufgabe der Sozialpolitik seit jeher genau darin, diese Diskrepanzen auszugleichen oder zumindest deren schädlichste Auswirkungen zu mildern. Indem ein Teil des Volkseinkommens für öffentliche Ausgaben zweckbestimmt wurde, versuchte eine Regierung nach der anderen (manchmal erfolgreich) Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten, Bildungseinrichtungen zu finanzieren, das Gesundheitswesen aufzubauen oder umzustrukturieren (oder bisweilen einfach herunterzuwirtschaften) und jenen ein Mindestmaß an sozialer Sicherheit zu bieten, die aus dem einen oder anderen Grund außerstande sind, sich einen akzeptablen Lebensunterhalt zu verdienen.

Das konventionelle Bild der Wirtschaftsentwicklung sieht demnach die Sozialpolitik (vornehmlich bewertet in Form progressiver Umverteilung von Einkommen) und die Wirtschaftspolitik (bewertet vor allem hinsichtlich des Strebens nach Wirtschaftswachstum) einträchtig Seite an Seite den Highway Richtung Utopia dahinrollend: in ein Land, in dem sich die persönliche Lebensqualität all seiner glücklichen Einwohner immer während vergrößert.

Diese geläufige Gleichsetzung von Reichtum und Wohlbefinden ist in den letzten Jahren allerdings von mehreren Seiten und aus verschiedenen Gründen kritisch beäugt worden. Ein Teil der Kritik richtet sich auf die ökologischen Folgewirkungen der Konsumgesellschaft. Ein anderer Teil behandelt die sozialen Aspekte. Dieser Text soll unter anderem dazu dienen, einige Elemente dieser Kritiken herauszuarbeiten und zu betrachten, in welchem Zusammenhang sie zu unserem Denken über nachhaltige Entwicklung stehen. Insbesondere werde ich versuchen darzulegen, wie die Kombination aus ökologischer und sozialer Konsumkritik uns grundlegend neue Wege zu eröffnen scheint, die Entwicklung des Menschen in neuen Begrifflichkeiten zu erfassen, denen zufolge es Hand in Hand geht, die Belastung der Umwelt zu vermindern und gleichzeitig unsere Lebensqualität zu erhöhen: Wir 'konsumieren weniger' und sind dadurch im Endeffekt 'besser dran'.

Gleichzeitig möchte ich aber davor warnen, den Umfang dieser Aufgabe zu stark vereinfachend zu beurteilen. Die Literatur der letzten Jahre bietet uns im Wesentlichen zwei mögliche Herangehensweisen an das Problem nicht-nachhaltiger Konsummuster (Heap u. Kent 2000). Der erste Ansatz konzentriert sich vornehmlich auf die Rolle von technologischer Innovation und 'Kostenwahrheit' und damit auf das Potential der Nachhaltigkeitstechnologien, dem Wirtschaftswachstum neuen Schwung zu verleihen und die Umweltprobleme zu lösen. Diese Schiene ist in den Konzepten von Öko-Effizienz und Ressourcenproduktivität sowie in der Debatte um den 'Faktor Vier' (Weizsäcker et al. 1995) anzutreffen. Dieser Ansatz fußt auf mehreren Grundannahmen: Erstens könnten wir wesentlich bessere technische Verfahren als die überholten und verschwenderischen Technologien der Vergangenheit einsetzen. Zweitens böten diese besseren Techniken dem Konsumenten eine große Palette an neuen, umweltfreundlichen Produkten, die sie freudvoll und ohne Angst, damit dem Planeten zu schaden, kaufen können. Und um dies zu

erreichen, bestünde die angemessene Politik drittens darin, 'Kostenwahrheit' herzustellen, perverse Subventionen abzuschaffen, statt wirtschaftlichen Gütern den Umweltverbrauch steuerlich zu belasten und den Konsumenten die entsprechenden Anreize zu bieten, damit diese eher 'anders' als weniger konsumieren (UNDP 1998).

Der zweite Ansatz enthält eine wesentlich fundamentalere Kritik an der herkömmlichen Konsumgesellschaft – der nachhaltige Konsum müsse mittels eines „Managements der Gier" (MYERS 1997) in den Überflussgesellschaften erzielt werden. Dieser Auffassung zufolge sind die westlichen Konsummuster die Grundursache der Umweltzerstörung, und die angemessene Antwort wäre es, Verschwendungssucht zu bestrafen und Mäßigung zu fördern. Diese Haltung ist von einem starken moralischen Beigeschmack durchdrungen, welcher richtigerweise die Ungleichheiten zwischen Nord und Süd aufzeigt und den Konsumismus des Nordens als sowohl ökologisch falsch als auch moralisch bankrott ansieht. Es ist dies ein Argument, das von den Entwicklungsländern in der internationalen politischen Debatte bereitwillig aufgegriffen wurde.

In gewissem Sinne sind beide Positionen von eingeschränkter Nützlichkeit: Die erste bietet wenig Neues für die bestehende politische Agenda und die zweite unterschätzt die Komplexität der Motivationen der Menschen und läuft Gefahr, genau jene vor den Kopf zu stoßen, deren Verhaltensänderung sie erreichen möchte. Demgegenüber verlangt eine sinnvolle Agenda zum Thema nachhaltiger Konsum danach, das Konsumverhalten gründlich zu verstehen. Dies umfasst sowohl persönliche als auch soziale Aspekte, enthält sowohl ethisches als auch vernünftiges Verhalten und basiert auf glaubwürdigen Theorien über Intention, Motivation und Handeln.

Eine solche Herausforderung sprengt den Rahmen dieser (und vielleicht jeder) Arbeit. Ich werde jedoch in den hinteren Kapiteln dieses Textes einen Teil der komplexen historischen, sozialen und psychologischen Wurzeln der Konsumgesellschaft beleuchten. Insbesondere werde ich zeigen, dass die Konsumkultur weder zufällig zu einem Charakteristikum der heutigen Gesellschaft geworden ist, noch einfach abgestreift oder fallen gelassen werden kann. Einer der Gründe dafür liegt, so meine Behauptung, darin, dass der Konsum in der westlichen Gesellschaft heute eine herausragende und nahezu unangefochtene Stellung einnimmt. In einem Zeitalter, da der Säkularismus alles durchdrungen hat und die etablierte Religion der industrialisierten Welt in Stücken liegt, hat der Konsum beinahe eine religiöse Heiligkeit erlangt. Materielle Güter bieten uns mehr als nur eine rein funktionelle Bedürfnisbefriedigung; sie sind auch Werkzeuge einer hochkomplexen (wenn auch irregeleiteten) sozialen und psychologischen Sinnsuche.

Nicht immer heißt Mehr auch Besser – das Ergrünen des BNP

Wie kam es dazu, dass das BNP die Rolle des Indikators für das Wohlergehen einnehmen konnte? Was ist an dieser Vormachtstellung des BNP auszusetzen? Und kann etwas unternommen werden, um aus dem BNP einen passenderen Indikator für das Wohlergehen zu machen? Diesen Fragen ist dieses Kapitel gewidmet.

Es gibt drei verschiedene, aber formal gleichwertige (und auch üblicherweise eingesetzte) Möglichkeiten, das BNP zu betrachten und zu berechnen. Zunächst kann es als Gesamtsumme aller *Einkommen* (Löhne und Profite) angesehen werden, die mit der Produktion von Gütern und Dienstleistungen im heimischen Besitz verdient werden. Zweitens kann darunter die Summe aller *Ausgaben* für den Konsum der fertigen Waren und Dienstleistungen verstanden werden. Und schließlich kann es als die Summe des durch die Dienstleistungs- und Waren-Produktionsaktivitäten *hinzugefügten Wertes* betrachtet werden.

Von diesen drei Fassungen bietet die zweite die solideste Grundlage für eine Interpretation des BNP in Hinblick auf die Wohlfahrt. Im Wesentlichen summiert die Ausgabenberechnung alle privaten und öffentlichen Konsumausgaben und passt sie so an, dass sie zusätzlich auch die Kapitalbildung (d.h. die Bruttoinvestitionen) und die Handelsbilanz einbeziehen. Die Summe der Konsumausgaben ist (unter bestimmten Umständen) gleichbedeutend mit dem Wert, der von den Verbrauchern den von ihnen konsumierten Waren zugeteilt wird. Daher kann das BNP, der konventionellen Argumentation folgend, als eine Art Leitwert für das Wohlergehen, das aus den Konsumaktivitäten gewonnen wird, herangezogen werden.

In korrekten ökonomischen Kategorien gesprochen gilt die Gleichwertigkeit von Konsumausgaben und Konsumentenwerten jedoch nur in perfekten, im Gleichgewicht stehenden Märkten, und es ist hinlänglich bekannt, dass es in der Praxis keine perfekten Märkte gibt. Außerdem steht es außer Frage, dass auf einem Markt im Gleichgewicht keinerlei öffentliche Ausgaben stattfinden; die Allokation von Regierungsaufwendungen erfolgt nicht nach den Marktkräften sondern gemäß den politischen und sozialen Tagesprioritäten. Indes, in den letzten Jahrzehnten bestand die Antwort der Wirtschafts- und Sozialtheoretiker – insbesondere der rechtslastigen – auf dieses 'Marktversagen' darin, sich für eine Verminderung der Marktverzerrungen einzusetzen: weniger Steuern, weniger Staatsausgaben, weniger Regierungsintervention; kurz gesagt, es sollte der Weg von Hände-Weg-, Laissez-faire-Regierungen eingeschlagen werden. Eine solche Strategie resultiert unter anderem darin, dass die Wählerschaft in ihren Taschen mehr verfügbares Einkommen vorfindet, und ist daher auch für alle Schattierungen des politischen Spektrums höchst attraktiv.

Aber die wohlfahrtstheoretische Interpretation des BNP kommt bei einigen Hürden, zusätzlich zu jenen, die sich einfach nur auf Marktversagen beziehen, schwer zu Sturz. Sogar die konventionelle Wirtschaftstheorie erkennt an, dass es nicht ausreicht, sich nur um das gegenwärtige Konsumniveau zu kümmern. Das Wohlbefinden beruht, so das heutige Verständnis, zumindest bis zu einem gewissen Grad auf einem Gefühl der Sicherheit in Bezug auf die Zukunft. Daher müssen die zukünftigen Konsummöglichkeiten auch eine Rolle für das momentane Wohlbefinden spielen. Dieser Umstand wurde vom Ökonomen John Hicks schon vor langer Zeit aufgezeigt. Er wies darauf hin, dass „der praktische Nutzen von Einkommensberechnungen darin liegt, den Menschen einen Anhaltspunkt zu geben, wie viel sie [in der Gegenwart] verbrauchen können ohne sich selbst [in der Zukunft] arm zu machen" (HICKS 1939). Am Ende einer Periode gleich gut dazustehen wie an deren Anfang, hängt also, so lautet eine Interpretation, inter alia davon ab, ob die selben Konsummöglichkeiten auch für die folgende Periode erhalten geblieben sind. Da diese Konsummöglichkeiten aus durch Kapitalinvestitionen erzeugten Einkommensflüssen gespeist werden, wurde ihre Erhaltung im Allgemeinen so verstanden, dass das Kapital intakt gehalten werden muss. Das tatsächliche Einkommen ist demnach das Einkommen einer Periode abzüglich der Netto-Kapitalentwertung in diesem Zeitraum.

In den Begriffen der Wirtschaftstheorie erfolgt diese Anpassung in einem Indikator, der als Nettonationalprodukt (NNP) bekannt ist und die Abschreibungen (Wertverluste von Kapitalgütern) vom BNP abzieht. Eine derartige Korrektur stellt aber zweifellos nur eine marginale Änderung der herkömmlichen Ansicht dar. So betrug z.B. im Vereinigten Königreich (UK) im Jahr 2000 der Unterschied zwischen dem konventionell berechneten NNP und dem BNP weniger als 5%. Die orthodoxe Sichtweise, derzufolge steigende Lebensqualität mit Wirtschaftswachstum korreliert ist, bleibt von einer solchen Anpassung mehr oder weniger unberührt. Gleichzeitig ist aber klar, dass eine derartige Anpassung die Kritiken, die gegen die Rolle des BNP als Indikator für nationales Wohlergehen gerichtet sind, nicht entkräften kann.

Tatsächlich identifiziert die Literatur im traditionellen Berechnungssystem eine Vielzahl von Problemen, wovon die fehlende Einbeziehung der Entwertung von konventionellem Kapital nur eines ist. Insbesondere verschleiern die Pro-Kopf-Durchschnittswerte des BNP, wie bereits erwähnt, den Umstand, dass das Einkommen ungleich verteilt ist. Und es ist kaum zu bestreiten, dass Divergenzen in der Einkommensverteilung das allgemeine Niveau sozialen Wohlergehens negativ beeinflussen (DALTON 1920; ATKINSON 1983; STYMNE u. JACKSON 2000). Vor allem werden starke Ungleichheiten im Einkommen mit der Erosion des Sozialkapitals und einer Zunahme von Straßenkriminalität und Gewalt in Verbindung gebracht. Weiters deutet einiges darauf hin, dass ein hoher Grad an sozialer Ungleichheit zu einer Verminderung sowohl der psychischen als auch der physischen Gesundheit in einer Gesellschaft führt (WILKINSON 2001).

Das BNP als Maß des Wohlergehens weist eine Reihe von Unterlassungen auf: So lässt es z.B. die positiven Beiträge bestimmter nicht in Geld bewerteter Aspekte der Wirtschaft unberücksichtigt; es entbehrt jeglicher Berechnung des Abbaus natürlicher Ressourcen sowie von Umweltschäden (Luft- und Wasserverschmutzung, Klimawandel, Schädigung der Ozonschicht etc.); und es versagt auch bei der Einbeziehung der Effekte von sozialem Niedergang (wie etwa Scheidungen, Verbrechen, Arbeitslosigkeit oder sozialer Ausgrenzung) auf das Wohlergehen.

Gleichzeitig inkludiert das konventionelle Maß einige Ausgaben, die Kritiker des BNP als rein defensiv erachten – „Ausgaben, die nötig wurden, um uns gegen die unerwünschten Nebenwirkungen der Produktion zu verteidigen" (DALY u. COBB 1989). Ein wachsender Teil des Volkseinkommens wird wohl für die Reparatur von Umweltschäden aus der Herstellung von Waren und Dienstleistungen aufgewendet werden, oder für die Behandlung von Krankheiten, die aus der Beeinträchtigung der Umweltqualität oder des sozialen Lebens resultieren. Derlei Aufwendungen mögen erforderlich sein, um unsere Lebensqualität vor den nachteiligen Effekten anderer Ausgaben zu schützen. Es ist dann aber unangebracht, beide Typen von Ausgaben gleichermaßen als *positive* Beiträge zum Wohlstand anzurechnen.

Bedauerlicherweise verfährt das BNP aber genau auf diese Weise. Dies wurde vom früheren US-Justizminister Robert F. Kennedy schon vor geraumer Zeit herausgestrichen. Kurz vor seiner Ermordung im Jahre 1968 tadelte er in einer berühmten Rede[1] die Absurdität des Umstandes, dass das BNP „die Luftverschmutzung inkludiert, die Zigarettenwerbung und die Rettungen, die das Blutbad auf unseren Straßen aufräumen. Es rechnet Sicherheitsschlösser für unsere Türen ebenso ein wie die Gefängnisse für die Menschen, die diese Schlösser aufbrechen. [Es] zählt die Zerstörung der Redwood-Wälder ebenso hinzu wie den Tod des Lake Superior. Es wächst mit der Produktion von Napalm, von Raketen mit Atomsprengköpfen und von Panzerwägen, mit denen die Polizei den Straßenkämpfen in unseren Städten entgegentritt. Es rechnet Whitmans Gewehr ebenso ein wie Specks Messer[2], und auch die Fernsehprogramme, die Gewalt glorifizieren, um unseren Kindern Spielzeug zu verkaufen".

Im Lichte derartiger Fehler waren Ökonomen und Ökologen gleichermaßen veranlasst zu hinterfragen, ob es nicht möglich wäre, die konventionelle Berechnung des BNP so zu korrigieren, dass einige dieser Mängel behoben würden. Insbesondere sollte ein adaptiertes Maß versuchen, einige bedeutende soziale und ökologische Faktoren einzubeziehen, welche das Wohlbefinden unbestreitbar beeinflussen, aber in der staatlichen Buchhaltung keine Berücksichtigung finden. Das Ergebnis – umgangssprachlich oft als 'Grünes BNP' bezeichnet – könnte seinen Befürwortern zufolge einen besseren Indikator für die Lebensqualität einer Nation abgeben. Zumindest könnte man anhand solcher Anpassungen

erkennen, ob ein nicht-abnehmendes BNP (oder NNP) tatsächlich als verlässliches Maß für ein nicht-abnehmendes gesellschaftliches Wohlergehen gelten kann oder nicht.

Der bisher umfangreichste Versuch, dieses Thema anzugehen, ist eine Serie von Studien mit dem Ziel, den nationalen 'Index of Sustainable Economic Welfare' (ISEW, Index nachhaltigen wirtschaftlichen Wohlergehens) zu errechnen. Der ISEW wurde zunächst von Daly und Cobb (1989) für die USA entwickelt und in weiterer Folge von Cobb und Cobb (1994) überarbeitet. Den Ausgangspunkt für den ISEW bildet das Niveau der privaten Konsumausgaben. Diese Basis wird dann so angepasst, dass sie jene ökologischen und sozialen Faktoren mit einbezieht, welche für gewöhnlich unberücksichtigt bleiben.

Als diese Methodik auf die USA angewendet wurde, zeigten die Ergebnisse im untersuchten Zeitraum (1950-1988) eine deutlich unterschiedliche Entwicklung des BNP und des nachhaltigen wirtschaftlichen Wohlergehens. Während das BNP der USA in dieser Periode beträchtlich anwuchs, begann der ISEW ab Mitte der 70er-Jahre abzuflachen und schließlich sogar geringfügig abzunehmen. Diese Methodik wurde (mit kleinen Änderungen und Ergänzungen) daraufhin auf eine Reihe anderer Staaten angewandt, darunter Österreich (Stockhammer et al. 1997), Australien (Hamilton 1999), Chile (Castaneda 1999), Deutschland (Diefenbacher 1994), Italien (Guenno u. Tiezzi 1996), Niederlande (Oegema u. Rosenberg 1995), Schweden (Jackson u. Stymne 1996) und UK (Jackson u. Marks 1994, Jackson et al. 1997).

Trotz mancher Unterschiede weisen diese Länderstudien beachtliche Ähnlichkeiten auf. Insbesondere zeigen sie einhellig, dass das nachhaltige wirtschaftliche Wohlergehen zunächst bis Mitte der 70er- oder Anfang der 80er-Jahre mehr oder weniger parallel zum BNP anwuchs; in den späteren Jahren der Studien blieb der angepasste Index jedoch konstant oder ging zurück, trotz fortgesetzten BNP-Wachstums. Die Gründe für diese Auseinanderentwicklung sind komplex und von Land zu Land leicht verschieden. Zu den Hauptfaktoren zählen z.B. im Vereinten Königreich die zunehmende Ungleichheit in der Einkommensverteilung während der späteren Jahre der Studie sowie die stetige Anhäufung 'ökologischer Schulden' durch Ressourcenausbeutung und langfristige Umweltschäden (Jackson et al. 1997). Insgesamt scheinen diese Studien zu zeigen, dass das Wirtschaftswachstum, zumindest so wie es derzeit verstanden wird, weit davon entfernt ist, ein konstantes oder steigendes Niveau nachhaltigen Wohlergehens sicherstellen zu können.

Diese Ergebnisse wurden vom chilenischen Ökonomen Manfred Max-Neef als Belege für eine Art 'Schwellenwerthypothese' über das Verhältnis von Wirtschaftswachstum und Lebensqualität herangezogen. Für jede Gesellschaft „scheint es eine Periode zu geben, in der Wirtschaftswachstum (so wie es traditionell gemessen wird) eine Steigerung der Lebensqualität mit sich bringt, allerdings nur bis zu einem bestimmten Punkt – dem Schwellenwert –, jenseits dessen eine weitere Zunahme an Wirtschaftswachstum dazu führt, dass die Lebensqualität wieder zu sinken beginnt" (Max-Neef 1995, 117).

Wenn diese Hypothese auch nur teilweise stimmt, stellt sie eine gewichtige Herausforderung für die konventionelle Wirtschafts- und Sozialpolitik dar. Insbesondere richtet sie sich direkt gegen die überkommene Meinung, Wirtschaftswachstum würde unweigerlich zu höherem Wohlbefinden führen, und meldet ernsthafte Zweifel an, ob eine Politik zur Steigerung des BNP tatsächlich die beste Möglichkeit für ein Land ist, die Lebensqualität zu heben und aufrecht zu erhalten.

Auch dieser Umstand wurde von Robert Kennedy schon vor über 30 Jahren aufgezeigt. Das BNP versage bei der „Anerkennung der Gesundheit unserer Kinder, der Qualität ihrer Bildung oder ihrer Freude am Spiel", betonte Kennedy.[1] „Es zeigt sich gleichgültig gegenüber der Sicherheit auf unseren Straßen. Es inkludiert weder die Schönheit

unserer Dichtkunst noch die Stabilität unserer Ehen, die Verständigkeit der öffentlichen Debatte oder die Integrität unserer Staatsbeamten. [Das BNP] misst weder unsere geistigen Fähigkeiten noch unsere Tapferkeit, weder unsere Weisheit noch unser Lernen, weder unser Mitgefühl noch unsere Treue gegenüber unserem Land. Kurz, es misst alles, außer das, was das Leben lebenswert macht."

Der ISEW ist hier schon zweckdienlicher, aber auch er vermag der Tiefe von Kennedys Kritik in gewisser Hinsicht nicht zu entsprechen und konnte sich von den herkömmlichen Meinungen ebenfalls nicht ganz befreien. Denn die statistische Basis des ISEW ist nach wie vor das Niveau der Verbraucherausgaben; das verfügbare Einkommen gilt auch hier als die Grundlage für das Wohlergehen; und im Großen und Ganzen ist diese Annahme das Herzstück der Regierungspolitik im Westen geblieben, trotz mancher gegenteiliger Hinweise in den letzten Jahren (DETR 1999a; DETR 1999b). Und genau diese Position ist es, die von der radikaleren grünen Kritik an der modernen Konsumgesellschaft herausgefordert wird.

Den Konsum hinterfragen – eine bedürfnistheoretische Perspektive

Fairerweise sollte gesagt werden, dass Konsumkritik keine alleinige Domäne der 'grünen Lobby' ist; auch ist sie keine ganz neue Erscheinung. Schon im 17. Jahrhundert bemerkte Hobbes die „alles durchdringende Ängstlichkeit" in einer von unbeschränkt materialistischen Werten geprägten Gesellschaft; im 19. Jahrhundert machte Marx (1995) Anmerkungen zum „Warenfetischismus". An der Schwelle zum 20. Jahrhundert registrierte Thorstein Veblen (1899) eine Tendenz zu „demonstrativem Konsum". In *The Theory of the Leisure Class* stellte er die „destruktiven Züge" der „Geldkultur" den „Arbeitstugenden" vergangener Zeiten gegenüber. Im Verlauf von wenig mehr als einem Jahrhundert gelang es dieser Geldkultur den Moralkodex der Gegenwart fest in ihren Griff zu bekommen. Aber sie hat auch eine Unmenge an Kritik hervorgerufen, die samt und sonders – in leicht verschiedener Art und Weise – anzweifelte, dass zunehmender Konsum in der Lage wäre, für ein stetig steigendes Niveau an Zufriedenheit zu sorgen. Robert Kennedys oben erwähnte Attacke auf das Primat des BNP ist dafür ein Beispiel.

Was die grüne Kritik zu dieser Litanei der Unzufriedenheit beiträgt, ist der Gedanke, dass der Konsumismus nicht nur psychologische und soziologische Makel aufweist, sondern auch ökologisch nicht nachhaltig ist. Das heutige Konsumniveau birgt die Gefahr von Ressourcenknappheiten in der Zukunft. Es stellt auch eine inakzeptable Belastung für die Atmosphäre, die Intaktheit und Produktivität der Ackerböden, die Reinheit des Wassers und die Biodiversität dar. Käme es zu einer Ausweitung der westlichen Konsummuster auf die Entwicklungsländer, wären die ökologischen Ressourcen noch deutlich stärker betroffen. Die Technologie-Optimisten gehen davon aus, dass weniger belastende Techniken und effizientere Ressourcennutzung die Basis für den Übergang zu einer global nachhaltigen Gesellschaft legen werden. Aber die als notwendig erachteten Reduktionserfordernisse im Durchsatz von Material und Energie sind alles andere als gering. So führten z.B. McLaren et al. (1997) aus, dass die Industriestaaten ihren Ressourcenverbrauch in der Größenordnung von 80-90% senken müssten.

Wenn wir bei der Erreichung dieser Reduktionsziele versagen, fällt die Last letztendlich auf zukünftige Generationen zurück. Nicht nur wären deren eigene Konsummöglichkeiten durch den heutigen obsessiven Verbrauch stark eingeschränkt, auch die 'Stabilität' und Intaktheit der globalen Gemeingüter, von denen ihr Überleben abhängt, wäre auf potentiell katastrophale Weise in Mitleidenschaft gezogen. Damit nimmt die grüne Konsumkritik auch eine ethische Dimension an. Darauf wies auch Jacobs (1997, 50) hin:

„Ökologische Anzeichen exzessiven Ressourcenverbrauches werden so zu einem moralischen Gebot für jeden Einzelnen, weniger zu konsumieren. Radikale Grüne betonen, dass jeder für seinen Beitrag zum globalen nicht-nachhaltigen Konsum persönlich verantwortlich ist."

Aber die grüne Kritik beschränkt sich nicht auf moralische Imperative. Es wurden einige deklarierte Versuche unternommen, alternative Entwicklungsmodelle bereitzustellen, mittels derer die Lebensqualität abgebildet werden kann, ohne auf die konventionellen ökonomischen Verbrauchsmaße angewiesen zu sein. Für meine hiesige Argumentation ist eine Perspektive von besonderer Bedeutung, in der das menschliche Wohlbefinden mit der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse in Beziehung gesetzt wird.

Dieser Perspektive zufolge kann das Wohlbefinden einer Person als hoch angesehen werden, wenn deren Bedürfnisse im Großen und Ganzen befriedigt sind. Das kollektive Wohl erreicht mit der weitgehenden Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung ein hohes Niveau. Umgekehrt liegt geringes individuelles oder kollektives Wohlbefinden vor, wenn viele Bedürfnisse unbefriedigt bleiben. Diese Annahme ist in gewisser Hinsicht tautologisch. Es ist ja beinahe per definitionem so, dass bestimmte Voraussetzungen (Nahrung, Wasser, Obdach, Schutz vor Krankheiten etc.) gegeben sein müssen, damit es einem Menschen gut geht.

Diese Annahme liegt auch in gewisser Weise der konventionellen ökonomischen Sichtweise zugrunde, welche Entwicklung als kontinuierliche Verbesserung des Lebensstandards versteht. Jedoch besteht ein kleiner aber entscheidender Unterschied zwischen der bedürfnistheoretischen und der konventionell-ökonomischen Sicht: Die neoklassische Ökonomik enthält sich scheinbar beabsichtigt jeder Aussage zur Frage der menschlichen Bedürfnisse. Stattdessen zieht sie es vor, das menschliche Wohlbefinden im Sinne von Vorlieben zu bewerten, die am Markt in Geldkategorien widergespiegelt werden. Wie Allen (1982) darlegte, ist 'Bedürfnis' in der Ökonomik ein Unwort. „Die Ökonomik kann viele sinnvolle Aussagen über Wünsche, Vorlieben und Verlangen treffen, aber die Behauptung absoluter ökonomischer 'Bedürfnisse' – im Gegensatz zu Wünschen, Vorlieben und Verlangen – ist Unsinn."

Die herkömmliche Ökonomik interpretiert daher alle Bedürfnisse als subjektive Wünsche oder Vorlieben. Und die Befriedigung dieser individualistischen Präferenzen, so das Argument weiter, kann am besten durch den Mechanismus der Konsumentscheidungen in offenen Märkten erreicht werden. Es ist genau diese einflussreiche Gleichung, die es den neoklassischen Ökonomen erlaubt, erhöhten wirtschaftlichen Konsum mit gesteigertem Wohlergehen gleichzusetzen. Aber sie besteht, wenn sie denn überhaupt Bestand haben kann, nur trotz heftigen Widerspruchs; und es sollte erwähnt werden, dass es eine Vielzahl von Gründen gibt, diese Gleichsetzung zurückzuweisen.

Zuallererst bietet sie keine Erklärung, warum es der konventionellen Entwicklung durchgehend nicht einmal gelingt, Freiheit von materieller Armut herzustellen, geschweige denn die Umweltqualität zu sichern oder das gesellschaftliche Wohlergehen zu verbessern. Weiters gibt es bestimmte Kategorien – z.B. Frieden, Ruhe, Freiheit, Kreativität oder Freundschaft –, die am Markt nicht gehandelt werden und vermutlich gar nicht handelbar sind. Es wäre sicherlich kurzsichtig, die Möglichkeit außer Acht zu lassen, dass einige derartige Einheiten Gegenstände menschlicher Bedürfnisse sein könnten. Tatsächlich ist die philosophische und psychologische Basis der neoklassischen Wirtschaftsgleichung, wie Durning (1992) schreibt, relativ neu und ziemlich schmal – wenn auch tief in der modernen Weltsicht verankert.

www.umweltethik.at

Ein ähnliches Argument wurde von Erich Fromm in *Haben oder Sein (To have or to be?)* vorgebracht. Er identifiziert zwei psychologische Hauptprämissen, auf denen das moderne Wirtschaftssystem ruht:

> 1. dass das Ziel des Lebens Glück, d.h. ein Maximum an Lust sei, worunter man die Befriedigung aller Wünsche oder subjektiven Bedürfnisse, die ein Mensch haben kann, versteht *(radikaler Hedonismus)*;
> 2. dass Egoismus, Selbstsucht und Habgier – Eigenschaften, die das System fördern muss, um existieren zu können – zu Harmonie und Frieden führen. (FROMM 1979, 13)

Fromm räumt zwar ein, dass der radikale Hedonismus während der ganzen Menschheitsgeschichte anzutreffen war, besonders in den reichsten Schichten der Bevölkerung; er weist aber darauf hin, dass diese Praxis vor dem 17. Jahrhundert mit einer Ausnahme (der Philosophie des Aristipp, eines Schülers des Sokrates im vierten vorchristlichen Jahrhundert) „nie der *Theorie* des 'Wohl-Seins' [entsprang], die von den großen Meistern des Lebens in China, Indien, dem Nahen Osten und Europa formuliert worden war" (FROMM 1979, 13).

Ganz im Gegenteil gebe es eine essentielle Unterscheidung – die auch in den Schriften aller großen Lehrer und Philosophen, die sich mit dem optimalen Wohlbefinden der Menschheit beschäftigten, zu finden ist – zwischen „Bedürfnissen (Wünschen), die nur subjektiv wahrgenommen werden und deren Befriedigung zu momentanem Vergnügen führt" und „objektiv gültigen Bedürfnissen", die „in der menschlichen Natur wurzeln und deren Erfüllung menschliches Wachstum fördert" (FROMM 1979, 14).

Die Arbeit mit dem höchsten Bekanntheitsgrad ist vielleicht jene von Abraham Maslow, dessen frühe Beschreibung (MASLOW 1954) eine hierarchische Pyramide der menschlichen Bedürfnisse postulierte, die von einer Basis aus grundlegenden physischen Bedürfnissen (Luft, Wasser, Nahrung etc. sowie Schutz und Sicherheit) über soziale (Selbstachtung, Zugehörigkeit) und moralische (Liebe, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit) Bedürfnisse bis zu spirituellen oder transzendenten Bedürfnissen an der Spitze reicht. Die Idee der hierarchischen Ordnung von Bedürfnissen kann auf einen langen Stammbaum zurückblicken – so verkündete z.B. Platon in der 'Politeia', dass „die Versorgung mit Nahrung zur Aufrechterhaltung des Lebens das erste und wichtigste unserer Bedürfnisse" ist – und in gewisser Weise kann diese Hierarchie als tautologisch angesehen werden. Wenn das Bedürfnis nach Ernährung unerfüllt bleibt, stirbt der Organismus und die Befriedigung anderer Bedürfnisse ist hinfällig. Gleichzeitig ist dieser hierarchische Blickwinkel aber auch nicht unproblematisch. So scheint er zu vermitteln, die persönliche Entwicklung wäre von einem bestimmten Maß an materiellem Wohlstand abhängig. Dagegen gibt es aber eine Fülle von Gegenbeispielen, wie etwa jene Menschen, die selbst ihre lebenswichtigen Grundbedürfnisse im Streben nach Befriedigung ihrer moralischen, psychischen oder spirituellen Bedürfnisse aufs Spiel setzen. In seinen späteren Schriften reagierte Maslow (1968) auf diese Erkenntnis und überarbeitete die Hierarchie, indem er zwei separate Gruppen von Bedürfnissen auf mehr oder weniger derselben Ebene ansiedelte. Auf diese Weise drückte er seine Annahme einer Dualität in der Natur des Menschen aus. Im überarbeiteten Schema postierte Maslow die 'Wachstumsbedürfnisse' (Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit, Lebenssinn) Seite an Seite mit den so genannten 'Mangelbedürfnissen' (Subsistenz, Sicherheit und Geborgenheit).

Die Arbeit an den menschlichen Grundbedürfnissen wurde anschließend von zahlreichen anderen Autoren weiterentwickelt (BURTON 1990; DOYAL u. GOUGH 1991; LEDERER 1980). Insbesondere wurde in neueren 'ökologischen' Arbeiten die Idee weiterverfolgt, wonach die Bedürfnisbefriedigung als Basis für eine alternative Theorie über das menschliche Wohlergehen dienen kann. Max-Neef (1991) erstellte eine Entwicklungstheorie, die

auf den Bedürfnissen basiert und das Wohlbefinden in Relation zur Befriedigung von neun menschlichen Grundbedürfnissen setzt: Subsistenz, Schutz, Zuneigung, Verstehen, Teilhabe, Müßiggang, kreatives Schaffen, Identität und Freiheit. Jedes dieser neun „axiologischen" Bedürfnisse existiert in vier „existentiellen Modi": Sein, Haben, Tun und Interaktion.

Das vielleicht Entscheidendste in Max-Neefs Bedürfnistheorie ist die Bedeutung, die er der Unterscheidung zwischen Bedürfnissen und 'Satisfier' beimisst. Die Bedürfnisse werden als dualistisch angesehen: Sie sind einerseits Entbehrung, andererseits aber auch Potential. Ein Bedürfnis ist insofern eine Entbehrung als etwas fehlt; und es ist ein Potential, da es auch zur Motivation oder Mobilisierung eines Menschen dienen kann. Die Satisfier wiederum repräsentieren verschiedene Formen von Sein, Haben, Tun und Interaktion, die zur 'Realisierung' dieser Entbehrungen oder Potentiale beitragen.

Bedürfnisse sind „endlich, wenige an der Zahl und klassifizierbar", wohingegen die Satisfier (allgemein gesprochen) kulturell determiniert sind und in großer (wenn nicht unendlicher) Vielfalt vorliegen. Was sich in diesem System der Einteilung je nach Zeit und Kultur unterscheidet, ist nicht die Garnitur der Bedürfnisse, sondern die von der jeweiligen Kultur zur jeweiligen Zeit getroffene Auswahl, mit welchen Mitteln sie diese Bedürfnisse befriedigt – oder zu befriedigen versucht. Aus dieser Perspektive ist kultureller Wandel ein Prozess, in dem ein Satisfier oder eine Gruppe von Satisfiern zugunsten anderer aufgegeben wird. Die zugrunde liegenden Bedürfnisse bleiben unverändert, aber die spezifischen Formen von Sein, Haben, Tun und Interaktion, mit Hilfe derer eine Kultur diese Bedürfnisse befriedigen will, sind ausgesprochen wandelbar.

Der zweite besonders bedeutsame Aspekt des Systems von Max-Neef ist die Feststellung, dass nicht alle Versuche einer bestimmten Kultur oder sozialen Gruppe zur Befriedigung ihres Bedürfnisspektrums gleichermaßen von Erfolg gekrönt sind. Die so genannten 'Satisfier' können sich also in der Realität als mehr oder weniger erfolgreich erweisen, die betreffenden Bedürfnisse auch tatsächlich zu stillen. Und so unterschied Max-Neef fünf verschiedene Arten von 'Satisfiern':

- Den Zerstörern kommt die paradoxe Stellung zu, überhaupt nichts zur Befriedigung der Bedürfnisse, für die sie vorgesehen wurden, beizutragen.
- Pseudo-Satisfier erzeugen den falschen Eindruck einer vorgeblichen Bedürfnisbefriedigung.
- Hemmende Satisfier befriedigen zwar das Bedürfnis, auf das sie abzielen, neigen aber gleichzeitig dazu, die Befriedigung anderer Bedürfnisse zu hemmen.
- Einzelsatisfier sind solche, die eine einzige Art von Bedürfnis befriedigen ohne dabei andere zu beeinflussen.
- Synergistische Satisfier können gleichzeitig mehrere verschiedene Arten von Bedürfnissen befriedigen.

Dieser Ansatz ermöglicht die Erstellung eines wesentlich komplexeren und vielschichtigeren Entwicklungsmodells als es das eindimensionale Konzept des Wirtschaftswachstums bietet. Unter Verwendung der oben angeführten Charakterisierungen kann das Erzeugen von Wohlbefinden als Prozess der Befriedigung der zugrunde liegenden Bedürfnisse abgebildet werden. Die vielleicht interessanteste Frage, die sich aus dem bedürfnistheoretischen System ergibt, betrifft die Rolle der Konsumaktivitäten im Prozess der Bedürfnisbefriedigung. In welcher Beziehung zueinander stehen eigentlich die begrenzte Garnitur an objektiven menschlichen Bedürfnissen und die potentiell unbegrenzte Palette an persönlichen Wünschen und Vorlieben, die am Markt ausgedrückt werden? Wie ist das Verhältnis von wirtschaftlichen Gütern und Dienstleistungen (gemäß der konventionellen Ter-

minologie) und 'Satisfier' (in der Sprache der Bedürfnistheorie)? Welche ökonomischen Güter tragen tatsächlich etwas zur Stillung der menschlichen Bedürfnisse bei und fördern das Wohlergehen der Menschen, und welche fungieren einfach nur als Zerstörer oder Pseudosatisfier der jeweiligen Bedürfnisse?

In gewisser Weise gehören diese Fragen zu den entscheidendsten der heutigen Zeit. In einer Welt, in der die Konsumwirtschaft nach und nach die Intaktheit der globalen Ökosysteme untergräbt, ist es von besonderer Bedeutung abgrenzen zu können, welche Anteile des Konsums einen Beitrag zur menschlichen Bedürfnisbefriedigung leisten, und welche als Zerstörer oder Pseudosatisfier wirken. In Wirklichkeit haben wir noch nicht einmal richtig begonnen, derartige Fragen zu behandeln, geschweige denn haben wir kohärente Antworten formuliert. Die Dogmen der Konsumentenmacht und der Markteffizienz haben uns den Blick auf die Möglichkeit verstellt, dass wir den Planeten durch geringeren Konsum weniger belasten und gleichzeitig unsere Bedürfnisse besser befriedigen könnten.

Jedenfalls können zwei Aussagen über das Verhältnis von Konsumgütern und Bedürfnisbefriedigung getroffen werden. Erstens ist es außerordentlich komplex, und zweitens ist es in hohem Maße nicht-linear. Ein nahe liegendes Beispiel soll diese Feststellungen illustrieren. Nahrungsmittel sind Wirtschaftsgüter, die (zum Teil) als Satisfier der Bedürfnisse nach Subsistenz (indem sie das Überleben gewährleisten) und nach Schutz (indem sie gute Gesundheit aufrecht erhalten) dienen können.[3] Aber selbst in diesem vergleichsweise einfachen Beispiel tritt eine Reihe von Komplexitäten auf. Denn nicht alle Nahrungsmittel sind bei der Befriedigung der Bedürfnisse nach Subsistenz und Schutz gleichermaßen effektiv. Der Nährwert ist unter den Produkten auf dem Nahrungsmittelsektor nicht gleichmäßig verteilt; und der wirtschaftliche Wert steht nicht immer in Übereinstimmung mit dem Nährwert. Manche Nahrungsmittel können die Befriedigung überhaupt nicht leisten oder wirken bestenfalls als hemmende Satisfier. Zum Beispiel steht ein übermäßiger Konsum von raffinierten Kohlehydraten und Zucker in Zusammenhang mit chronischer Hypoglykämie (periodische Anfälle von Abstürzen des Blutzuckerwertes), Zahnverfall und Herzkrankheiten.

Selbst Nahrung, die 'gut für dich' ist, ist dies nur bis zu einem gewissen Maß. Der Nährwert von praktisch jedem Nahrungsmittel zeigt mit zunehmender Menge einen immer geringeren Nutzen. In den wenig entwickelten Ländern ist Mangelernährung immer noch weit verbreitet; in der entwickelten Welt hingegen wird Fettleibigkeit (als Folge von Überernährung) immer mehr zu einem Problem, das eine Reihe von medizinischen Problemen von Muskelschwäche bis zu Herzkrankheiten mitverursacht. Es gibt also keine einfache, lineare Beziehung zwischen dem Konsum eines bestimmten Gutes (wie z.B. Nahrung) und der Befriedigung des zugrunde liegenden Bedürfnisses.

Anhand der süßen Nahrungsmittel können wir einen weiteren Typ von Problemen ausmachen. Denn diese werden nicht einfach nur aus Subsistenzgründen konsumiert. Wie Fine und Leopold (1993) ausführen, ist „(menschliche) Nahrung kein Futter; Menschen fressen nicht... Es ist offensichtlich, dass physiologische oder biologische Bedürfnisse alleine nicht erklären können, was und warum etwas konsumiert wird. Auch psychologische Gründe spielen eine Rolle". Besonders Süßigkeiten sind dafür bekannt, mit der versuchten Befriedigung psychologischer Bedürfnisse in Verbindung gebracht zu werden. So kann z.B. Schokolade als Satisfier für das Bedürfnis nach Zuneigung herangezogen werden. Vielleicht stellt sich heraus, dass sie für dieses Bedürfnis nur ein Pseudosatisfier war; worauf ich aber hinauswill, ist, dass etwas, was oberflächlich als Wirtschaftsgut zur Befriedigung eines klar bestimmten Subsistenzbedürfnisses erscheint, bei näherer Betrachtung eine ziemlich komplexe Beziehung zu einer ganzen Reihe von Bedürfnissen aufweist, von denen einige eher psychischer als physischer Natur sind.

Ein weiteres Beispiel für die Vielschichtigkeit der Verhältnisse zwischen Waren und Bedürfnisbefriedigung bietet die Kleidung. Sie hat ihre Funktion natürlich zumindest teilweise in der Befriedigung des Schutzbedürfnisses. Auch hierzu werden noch andere Arten von Satisfiern benötigt, die zum Teil völlig außerhalb des Bereiches der wirtschaftlichen Waren und Dienstleistungen liegen. Gleichzeitig bedarf es keiner weiteren Erwähnung, dass mit Kleidung auch versucht wird, eine Reihe anderer Bedürfnisse zu stillen, insbesondere jene nach Identität und Teilhabe. Fine und Leopold (1993) führen näher aus, wie die Nachfrage nach Kleidungsstücken vor allem von der Mode ausgeweitet wurde, und weniger von der Notwendigkeit sich vor den Elementen zu schützen.

Der springende Punkt lautet also wie folgt: Mit materiellen Gütern und Waren kann eine Vielzahl von Bedürfnissen zu befriedigen versucht werden. Die Auswahl eines spezifischen Wirtschaftsgutes, um ein bestimmtes Bedürfnis zu stillen, wird nicht nur von erfolgreicher oder erfolgloser Bedürfnisbefriedigung durch diese Ware bestimmt, sondern auch durch eine schwer fassbare Vielfalt anderer Faktoren, darunter persönliche psychologische Umstände, kulturelle Einflüsse, Interessen der Industrie und Marketingstrategien. In jeder Kultur, zu jeder Zeit, wird eine Vielzahl von Wirtschaftsgütern mit wechselndem Erfolg für Versuche zur Befriedigung der Garnitur der zugrunde liegenden Bedürfnisse herangezogen werden. Einige dieser Waren und Dienstleistungen werden dabei Erfolg haben, andere hingegen vollständig scheitern.

In einer unlängst erschienenen Studie über die Konsummuster im Vereinigten Königreich trafen wir (Jackson u. Marks 1999) eine Unterscheidung zwischen materiellen Bedürfnissen – die zu ihrer Befriedigung ein Mindestmaß an materiellem Input benötigen – und nicht-materiellen Bedürfnissen – bei denen dies (zumindest dem Begriff nach) nicht der Fall ist. Zu den materiellen Bedürfnissen zählen natürlich Subsistenz (Nahrung) und Schutz (Obdach, Kleidung etc.). Die nicht-materiellen Bedürfnisse umfassen u.a. Zuneigung, Teilhabe und Verstehen: Bedürfnisse, denen im Prinzip ohne größeren materiellen Input entsprochen werden kann. Wir zeigten, dass während der letzten 50 Jahre drei Viertel der Zunahme der Konsumentenausgaben im Vereinigten Königreich aus Versuchen zur Befriedigung nicht-materieller Bedürfnisse stammten.

Theoretisch könnte dies auf eine gewisse Dematerialisierung der Konsumaktivität hindeuten. Praktisch aber waren die Ausgaben in Bezug auf nicht-materielle Bedürfnisse unseren Ergebnissen zufolge vom Konsum materieller Güter dominiert, und nicht von 'immateriellen' Dienstleistungen. Wir weisen jedoch darauf hin, dass es wenig Grund zur Annahme gibt, dass diese Ausgabensteigerungen für nicht-materielle Bedürfnisse von einer ebenso großen Steigerung in der Bedürfnisbefriedigung begleitet werden. Wenn die Kritiker der modernen Gesellschaft Recht behalten, ist sogar das Gegenteil der Fall.

Fromm (1979) zeigte sich beunruhigt über die Entfremdung und Passivität in den modernen Formen der Freizeitgestaltung. Der unter dem Pseudonym Lewis Herber schreibende Murray Bookchin stellte fest, dass die menschliche Gesellschaft „ein Ausmaß an Anonymität, sozialer Atomisierung und spiritueller Isolation erreicht hat, das in der Menschheitsgeschichte ohne Beispiel ist" (Herber 1963, 187). Als Erklärungsversuch, warum „die beispiellose und rasch voranschreitende Prosperität ihre Nutznießer nicht zufrieden gemacht hat", betonte Scitovsky (1976) die süchtig machende Natur des Konsumierens und seine Unfähigkeit, die Vielschichtigkeit der menschlichen Motivationen und Erfahrungen widerzuspiegeln. Hirsch (1980) charakterisierte einen beträchtlichen Teil des Konsums als 'positionalen Konsum', d.h. als Konsum, der dazu bestimmt ist, dem Konsumenten im Vergleich zu seinen Mitkonsumenten einen bestimmten Status zu verschaffen. Unsere Nachbarn kaufen ein größeres, schnelleres Auto und 'überholen' uns somit

im Wettlauf um die soziale Stellung. Wir kontern, indem wir ein noch stärkeres Auto kaufen, was aber wiederum nur andere dazu veranlasst, auf unsere 'Neupositionierung' entsprechend zu reagieren. Und so weiter.

Das Unangenehme an dieser Strategie ist, dass sie uns mit etwas konfrontiert, was Hirsch „soziale Grenzen des Wachstums" genannt hat. Er veranschaulichte das Problem anhand des Beispiels (HIRSCH 1980, 80f.), dass „jeder in der Menge auf Zehenspitzen [steht], ohne deshalb besser sehen zu können. Aber zu Beginn des Prozesses haben sich einige Individuen eine bessere Sicht verschafft, und andere sind gezwungen, ihnen zu folgen, wenn sie ihre ursprüngliche Situation nicht verschlechtern wollen. Wenn alle dem Beispiel folgen, ... verbraucht jeder einen größeren Anteil an Ressourcen und bleibt am Ende trotzdem in derselben relativen Position". Wenn es darum geht, einen höheren Nutzen im Sinne von größerer Zufriedenheit zu erbringen, leistet das obsessive Verhalten des modernen Konsumenten, wie bei psychopathologischen Süchten üblich, keinen positiven Beitrag. Es bedeutet lediglich, immer schneller und schneller zu laufen, um am selben Platz zu bleiben. In den Worten von Elgin (1993, 149): „Wenn wir unsere Identität mit unserem Konsum gleichsetzen ... dann werden wir von unseren Besitztümern konsumiert."

Diese Kritik wurde in gewissem Maße auch von empirischen Befunden gestützt. Schon in *The Joyless Economy* konnte Scitovsky (1976) darauf verweisen, dass die erhobene Entwicklung des Wohlergehens mit dem BNP-Wachstum nicht Schritt hielt. Erik Jacobs und Robert Worcester fanden heraus, dass die Menschen trotz ihres gestiegenen Einkommens 1991 sogar geringfügig weniger glücklich waren als zehn Jahre zuvor (WORCESTER 1998). Eine ähnliches Ergebnis wurde von Myers und Diener (1996) über einen längeren Zeitraum ermittelt. Nach den Ergebnissen von Oswald (1997) lag das Niveau der erhobenen „Zufriedenheit mit dem Leben" nur geringfügig höher als Mitte der 70er-Jahre. In manchen Staaten, darunter Großbritannien, lag es sogar niedriger. In den USA haben sich in dieser Zeit „die Depressionsraten ... alle zehn Jahre verdoppelt, Selbstmord ist inzwischen die dritthäufigste Todesursache unter jungen Erwachsenen in Nordamerika [und] 15% der US-Amerikaner mussten sich wegen Angststörungen behandeln lassen" (WRIGHT 1995, 53). In skurrilem Gegensatz dazu stehen Studien, die aufzeigen, dass die Bevölkerungen in einigen der ärmsten Länder der Welt – z.B. Bangladesch, Aserbaidschan oder Nigeria – zu den glücklichsten der Welt zählen (WORCESTER 1998).

Diese Befunde führen uns die unangenehme Möglichkeit vor Augen, dass zumindest ein Teil unseres gegenwärtigen wirtschaftlichen Konsums – mit dem einhergehenden Materie- und Energiedurchsatz und den resultierenden Umweltschäden – in Wirklichkeit keinerlei positiven Beitrag zur Befriedigung unserer Bedürfnisse leistet. Diese Situation zeigt eindeutig einen ganz grundlegenden Fehler, der in der grünen Kritik an unserem blinden Vertrauen auf das BNP nur unzureichend zum Ausdruck kommt. Sie ist auch nicht zugänglich für Änderungen in den Berechnungsmethoden nach Art des ISEW und anderer Indizes. Nur den Wert der Konsumaktivitäten um die negativen Umwelt- oder Ressourceneffekte zu korrigieren, reicht einfach nicht aus, um uns über die Entwicklung unserer Lebensqualität Aufschluss zu geben.

Aus all dem ergeben sich zwei Schlussfolgerungen – eine schwer verdauliche und eine eher hoffnungsvolle. Die schwer verdauliche Folgerung lautet, dass die heutige Gesellschaft in ihrem Streben nach menschlichem Wohlbefinden schwer vom Weg abgekommen ist. Die gegenwärtigen Konsummuster gefährden nicht nur die ökologische Nachhaltigkeit, sie schaffen es auch nicht, unsere Bedürfnisse entsprechend zu befriedigen. Aus Gründen, die den Philosophen seit Jahrtausenden wohlbekannt sind, gründet sich Wohlbefinden nicht auf die Ansammlung materiellen Besitzes. „Der Konsumentenhaltung

liegt der Wunsch zugrunde, die ganze Welt zu verschlingen", schreibt Fromm (1979, 36). Aber schon vorbiblische Philosophen fragten: Welchen Nutzen bringt es, die ganze Welt zu 'verschlingen', wenn man dabei die eigene Seele verliert?

Die hoffnungsvolle Schlussfolgerung beruht auf der Reichweite an Verbesserung, welche diese Perspektive bietet. Die Imperative des Umweltschutzes – die Notwendigkeit, die materiellen Auswirkungen menschlichen Handelns zu reduzieren – werden oft so dargestellt und wahrgenommen, als würden sie das menschliche Wohlergehen schmälern und unsere Lebensqualität gefährden. Im Gegensatz dazu spricht die radikal-grüne Kritik davon, dass die gegebenen Konsummuster bereits unsere Lebensqualität bedrohen, nicht nur wegen ihrer Auswirkungen auf die Umwelt, sondern auch weil sie unsere Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermögen. Die Konsumgesellschaft könnte uns, trotz all ihres Glitzerschmucks, schlussendlich zweifaches Ungemach hinterlassen: geschädigte Ökosysteme und ein verarmtes Leben. Die materielle Verschwendungssucht in unserem Lebensstil zu verringern, ist gemäß dieser Sichtweise gut für die Umwelt. Aber es ist auch gut für uns. Es eröffnet uns die Möglichkeit, unsere Lebensqualität zu verbessern. „Eine Änderung der Art und Weise, wie wir unsere nicht-materiellen Bedürfnisse befriedigen, ist nicht die bittere Pille des Ökofaschismus – vielmehr ist dies der einleuchtendste Weg zur Erneuerung der menschlichen Entwicklung" (Jackson u. Marks 1999, 439f.).

Das rosenbedeckte Ferienhäuschen: Konsumkultur und Sinnsuche

Das klingt ja alles sehr schön und gut. Aber wenn es möglich ist besser zu leben, indem man weniger konsumiert, wirft das eine entscheidende Frage auf: Warum lassen wir angesichts der ökologischen wie auch sozialen Kosten nicht vom Konsum ab? Sind wir immer noch Opfer des Marx'schen Warenfetischismus? Sind wir einfach süchtig nach Güterkonsum? Welche Ketten fesseln uns an den Konsumismus? Dass wir mit unserem Konsum immer weiter fortfahren, auch wenn er bereits unsere Lebensqualität schmälert, kann als Befund einer pathologischen Gesellschaftsentwicklung angesehen werden. Oder es könnte uns zeigen, dass wir etwas übersehen haben. Dass hier noch etwas anderes vor sich geht. Dass uns die Konsumkultur einen verborgenen Nutzen bringt, einen Nutzen, der unterhalb des institutionellen und sozialen Gefüges unseres Lebens liegt und nicht auf den ersten Blick sichtbar ist. Dieser Möglichkeit werde ich mich im Folgenden zuwenden.

Der überzeugendste Schlüssel zum Verständnis des unaufhaltsamen Aufstiegs der Konsumkultur ist in der umfangreichen Literatur zur Soziologie und Sozialanthropologie des Konsums zu finden. Diese Arbeiten beleuchten die Rolle der materiellen Güter bei der Darstellung kultureller Inhalte. Damit ist gemeint, dass materielle Güter nicht nur wegen ihres unmittelbaren Gebrauchswertes für uns wichtig sind, sondern auch wegen dem, was sie sowohl uns selbst als auch anderen signalisieren (über uns und über unsere Leben, Lieben, Wünsche, Erfolge und Misserfolge). Ich habe mich schon weiter oben auf den Umstand bezogen, dass materielle Güter keineswegs inhaltsleere Gebrauchsgegenstände sind. Sie bieten auch nicht nur funktionellen Nutzen. Sie beziehen ihre Wichtigkeit, zumindest zum Teil, aus ihrer Rolle beim Ausdrücken und bei der Vermittlung kultureller Bedeutungen (Douglas u. Isherwood 1980; McCracken 1990; Rosenblatt 1999).

Autos sind dafür ein nahe liegendes Beispiel. In ihrer strikt funktionellen Eigenschaft ermöglichen sie uns Mobilität. Aber Mobilität an sich ist weder ein Bedürfnis noch ein Satisfier. Vielmehr ist sie ein strukturelles Element in den Versuchen, verschiedene Bedürfnisse zu befriedigen. Die Mobilität ermöglicht uns die Fahrt zur Arbeit, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen (Subsistenz), zum Einkauf von Lebensmitteln und Kleidung (Subsistenz und Schutz) oder zum Besuch unserer Familien und Freunde (Zuneigung, Teilhabe). Aber die Nutzwerte der Autos sind mittlerweile auch für eine Vielzahl anderer

Bedürfnisse gut etabliert. In der vorherrschenden westlichen Kultur (und zunehmend auch in anderen Kulturen) werden Autos auch mit sozialem Status, sexuellem Erfolg, persönlicher Macht, Freiheit und Kreativität assoziiert (HAGGETT 2000). Wie so viele andere Gebrauchsgegenstände auch, sind sie stark von kulturellen Inhalten durchdrungen.

Diese Erkenntnis ist für unser Verständnis des Konsums zweifellos von zentraler Bedeutung. Es ist deutlich geworden, dass eine rein funktionelle Interpretation der materiellen Güter kein stichhaltiges Erklärungsmodell für das Konsumentenverhalten bieten kann: Es geht hier nicht (oder zumindest nicht ausschließlich) um Funktionalität. Wir konsumieren nicht nur, um uns zu ernähren oder vor Wind und Wetter zu schützen oder um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Wir konsumieren, um uns mit einer sozialen Gruppe zu identifizieren, um uns in dieser Gruppe zu positionieren, um uns von anderen sozialen Gruppen zu unterscheiden und um mitzuteilen, welchen Idealen wir anhängen. So grenzen wir uns auch von bestimmten anderen Idealen ab. Wir konsumieren, um zu kommunizieren. Mit Hilfe des Konsums kommunizieren wir nicht nur untereinander, sondern auch mit unserer Vergangenheit und mit unseren Idealen, Ängsten und Hoffnungen. Unser Konsum ist eine Suche nach Sinn.

McCracken (1990) sieht die Rolle des Konsums im Streben nach „ausgelagertem Sinn" ('displaced meaning'). Er argumentiert, dass eines der drückendsten Probleme, mit dem eine Kultur fertig werden muss, im „Graben zwischen dem 'Realen' und dem 'Idealen' im sozialen Leben" besteht, in der Kluft zwischen unseren Bestrebungen (für uns selbst, für unsere Gesellschaft, für die menschliche Natur) und der Realität, mit der wir täglich konfrontiert sind. Er identifiziert drei gebräuchliche Möglichkeiten, mit diesem Problem umzugehen. Die erste besteht im Rückzug auf naiven Optimismus. Die zweite Variante ist die Hinwendung zu offenem Zynismus. Letztendlich aber, meint McCracken, bieten diese Strategien kaum Aussicht auf Erfolg. Naiver Optimismus verstellt uns die Sicht auf die Notwendigkeit gesellschaftlicher oder persönlicher Veränderungen; und Zynismus hinterlässt uns mit der „schwer verkraftbaren Aussicht auf ein Leben ohne höhere Ziele oder Hoffnung".

Daraus ergibt sich, so McCracken, dass die Gesellschaften zu einer dritten Vorgangsweise veranlasst werden, um die Kluft zwischen Realität und Ideal zu bewältigen. Er nennt diese Strategie den „ausgelagerten Sinn" und beschreibt sie wie folgt:

> Wenn eine Gesellschaft zur Kenntnis nehmen muss, dass die Realität für die kulturellen Ideale unzugänglich bleibt, kann sie diese Ideale auslagern. Sie entfernt diese aus dem täglichen Leben und verschiebt sie in ein anderes kulturelles Universum, wo sie zwar in Reichweite aber außer Gefahr aufbewahrt werden... In ihrem Ringen mit der Diskrepanz zwischen Realität und Ideal bedient sich die Strategie des ausgelagerten Sinns des schlauen Auswegs, das Ideal aus dem Getümmel der Auseinandersetzung herauszunehmen. (MCCRACKEN 1990, 106)

Freilich muss eine Kultur bei der Auswahl eines Ortes für den ausgelagerten Sinn sehr bedachtsam vorgehen. Im günstigsten Fall findet sich für das hoch geschätzte Ideal ein Platz (in der Zeit oder im Raum oder in einer anderen, imaginierten Welt), an dem es in der Vergangenheit möglicherweise Wirklichkeit war oder in der Zukunft potentiell realisiert werden könnte, der aber gleichzeitig weit genug vom Hier und Jetzt entfernt liegt, damit sein Realitätsgehalt nicht überprüft werden kann – so kann er weder bewiesen noch widerlegt werden. Diese Distanz ist ein essentieller Bestandteil der Strategie. Unsere ausgelagerten Ideale müssen so weit weg und so unzugänglich sein, dass wir uns nie der Frage zu stellen haben, ob sie denn wahr oder falsch, haltbar oder unhaltbar sind. Die Zukunft, die Vergangenheit, das Goldene Zeitalter oder andere Kulturen (möglichst in großer räumlicher oder zeitlicher Entfernung) sind Beispiele für sichere Häfen für ausgelagerte Ideale.

Gleichzeitig sieht sich eine Kultur, welche die Strategie des ausgelagerten Sinns anwendet, einer ganz spezifischen Art von Problem gegenüber: der Notwendigkeit, einen gewissen beschränkten Zugang zu den ausgelagerten Idealen wieder zu ermöglichen. Ideale, die dauerhaft ausgelagert bleiben, verkümmern einfach. Diese Rückholung des ausgelagerten Sinns ist ein heikles und potentiell gefährliches Unterfangen. Sie muss die Illusion des Zugangs zum ausgelagerten Ideal aufrecht erhalten, ohne aber die auf der Auslagerung beruhende 'epistemologische Immunität' zu gefährden. Daher sind die Strategien für den Zugang zum ausgelagerten Sinn zu einer Gratwanderung zwischen dem Trost der Nähe und der Sicherheit der Auslagerung gezwungen.

McCracken zufolge beruht der Erfolg der Konsumkultur zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf ihrer Rolle als Strategie zur Rückholung des ausgelagerten Sinns. Materielle Artefakte sieht er als 'Brücken' zum ausgelagerten Sinn. So sind z.B. die Designer-Sonnenbrillen, das neue Auto, die Hochzeitskleidung oder das rosenberankte Landhäuschen nicht einfach materielle Objekte. Sie sind auch nicht nur Satisfier funktioneller Bedürfnisse. Sie sind in gewissem Sinne größer als die Objekte selbst oder auch als ihr Nutzwert. Sie sind Materialisierungen unserer Zukunftshoffnungen, unseres angestrebten Status, der Behaglichkeit, die wir verdienen, oder der Belohnungen, von denen wir inbrünstig hoffen, dass sie auf uns herabregnen werden. Kurz gesagt, sie sind Brücken zu unseren ausgelagerten Idealen.

Um dies erfolgreich leisten zu können, benötigen die Konsumgüter vor allem die Fähigkeit, uns eine Annäherung an das ausgelagerte Ideal zu signalisieren, ohne aber das Werk der Auslagerung rückgängig zu machen. Wir kaufen eine bestimmte Ware in dem Glauben, sie würde uns näher an unsere ausgelagerten Ideale heranbringen. Indem wir das Objekt besitzen, werden wir zu dem Glauben veranlasst, wir würden uns unserem Ideal annähern oder es in die Arme schließen können. In Wirklichkeit ist es jedoch ein fundamentaler Unterschied, ob man ein Objekt oder ein Ideal sein Eigen nennen kann. Diese Dualität erlaubt es uns sowohl dem ausgelagerten Ideal näher zu kommen als auch seine Auslagerung beizubehalten. Und da materielle Güter die ausgelagerten Ideale wachrufen, ohne sie jemals tatsächlich zurückzuholen, dienen sie als Brücken ohne die zukünftige Notwendigkeit weiterer Brücken hinfällig zu machen, ohne jemals den Hunger nach weiterem Konsum zu dämpfen.

Skurrilerweise liegt ein bedeutender Grund für den Erfolg der Konsumkultur also in der Unfähigkeit materieller Güter, die ausgelagerten Ideale zurückzuholen. Natürlich entspricht das genau dem Anforderungsprofil einer verlässlichen Strategie im Umgang mit dem ausgelagerten Sinn: die Illusion des Zugangs zu unseren Idealen zu vermitteln, sich diesen aber in Wirklichkeit niemals anzunähern. In gewissem Sinne hält sich die Konsumkultur also genau deswegen aufrecht, weil sie beim Versagen so großen Erfolg hat!

Adieu, golden gepflasterte Straße: der Abgang der Konsumkultur

Madonna hatte Recht. Wir leben in einer materiellen Welt. Schauen Sie sich um. Was sehen Sie? Läden voller 'Goodies'. Leben voller 'Zeug'. Und dennoch wird unser Leben nicht ausschließlich von materiellen Gesichtspunkten bestimmt. Hinter der materiellen Fassade verbirgt sich eine mitunter düsterere Realität: allgegenwärtige Ungleichheit, hilfloses Leiden, unverwindbare Verluste. Abseits der Konsumstrukturen mühen wir uns in einer dauernden und verzweifelten Suche nach Sinn und Zweck. Wir sehnen uns nach Zuneigung, Verstehen und Ruhe. Wir loben Weisheit, Aufrichtigkeit und Mitgefühl. Wir bemühen uns, im Angesicht schwieriger gesellschaftlicher Veränderungen unser Menschsein aufrecht zu erhalten. Und wir ringen darum, die Reinheit unserer Ideale vor der rauen Wirklichkeit der Welt zu schützen.

Die Konsumkultur ist das einzige Mittel, das uns für diese Aufgaben derzeit zur Verfügung steht. Aber natürlich reicht sie nicht aus. Als Strategie zur Rückholung des ausgelagerten Sinns ist sie zutiefst fehlerhaft. Konsum entzweit uns von unseren Mitmenschen und unserem Planeten. Unter dem Vorwand, uns Sinn und Zweck zu offerieren, zerstört er unsere Ideale und durchkreuzt unsere Bemühungen. Seine falschen Hoffnungen und schäbigen Träume halten uns von unserem wahren Potential fern und verhindern, dass wir die Welt verstehen und unseren Platz in ihr annehmen. „Der Konsument ist der ewige Säugling, der nach der Flasche schreit", schrieb Fromm (1979, 36). Eines Tages – vielleicht noch nicht heute, aber eher früher als später – werden wir diese Flasche wegwerfen und eine andere, nachhaltigere Quelle für Nahrung und Behaglichkeit finden müssen.

An diesem Punkt der Analyse lohnt sich die Frage, wie in aller Welt wir mit dem ausgelagerten Sinn umgegangen sind, bevor die Konsumkultur uns in ihre Hände bekam. Ich habe an anderer Stelle (JACKSON 2002) detaillierter erörtert, dass der Aufstieg der Konsumgesellschaft eine ganz spezifische Antwort auf den Untergang der Religion war. Die massiven kulturellen Veränderungen zwischen dem späten 18. Jahrhundert und der Mitte des 20. Jahrhunderts waren von zwei Phänomenen geprägt: von expansiver Industrialisierung (begleitet von einer Zunahme an persönlichem Besitz von materiellen Gütern) und von der zunehmenden Säkularisierung der modernen Gesellschaft. Vor der Konsumgesellschaft hatten wir die Religion.

Tatsächlich bietet religiöser Glaube ein besonders anschauliches Beispiel für die Strategie des ausgelagerten Sinns. Angesichts der Tatsache, dass bedingungslose Liebe, Wohltätigkeit, Mitgefühl, Versöhnlichkeit, Harmonie und universeller Friede in dieser Welt nicht gerade allgegenwärtige Realität und nicht einmal besonders erfolgversprechende Überlebensstrategien sind, müssen sie entweder als Ideale verschwinden oder an einen anderen Ort, in eine andere Zeit oder in eine andere Existenz ausgelagert werden. Der Glaube an das Himmelreich – sei es irgendwann in der Zukunft hier auf Erden, im 'nächsten Leben' oder überhaupt in einer anderen Dimension – bietet einen praktischen Ort für den ausgelagerten Sinn, an dem die Sanftmütigen [das Land] erben, Wolf und Lamm beieinander weiden, den Reumütigen vergeben wird und die Rechtschaffenen gesegnet sind.

Somit haben die orthodoxen Religionen ihren Gläubigen traditionell einen praktikablen 'Ort' für ausgelagerte Ideale angeboten. Zusätzlich aber lieferten sie auch eine klare Strategie zur selektiven Rückholung des ausgelagerten Sinns: durch Mythen, Symbole und Rituale. In der christlichen Tradition z.B. sind der Akt der Anbetung, das Ritual der Messe oder das Sakrament der heiligen Kommunion wesentliche Elemente der Strategie, wie der ausgelagerte Sinn zurückgeholt werden kann.

Es ist wohl kaum ein Zufall, dass der Aufstieg der Konsumkultur und der Untergang der orthodoxen Religionen mehr oder weniger zur gleichen Zeit erfolgten. Die Hintergründe des Bedeutungsverlustes der Kirche sind sowohl vielfältig als auch komplex. Zum Teil sind sie im Höhenflug der Wissenschaft seit der Aufklärung und insbesondere in Darwins Evolutionstheorie zu suchen. Andere Gründe liegen in der Unfähigkeit der Institution Kirche, mit der aufgeklärten Wissenschaft ins Reine zu kommen.[4] Der springende Punkt ist hier, dass der Niedergang der Religion den Weg für die Entfaltung der Konsumkultur bereitet hat. Der Glaube an eine gütige Gottheit hat die Gesellschaft immer mit einem Gefühl des Sinns in der Schöpfung und der Bedeutung des individuellen Lebens erfüllt. Die Kirche bot uns einen sicheren Hafen für unsere Ideale und eine wirksame Strategie für die Suche nach dem ausgelagerten Sinn. Mit dem (von Nietzsche verkündeten) 'Tod' Gottes verschwanden Sinn und Zweck. Nach der 'Zertrümmerung' (SHAW 1921) der Religion fanden wir uns in einem kulturellen und psychologischen Vakuum

wieder, in dem unser Hang zur Sinnsuche nach einer neuen Form des Ausdrucks Ausschau halten musste.

Diese Alternative bot sich uns in Form der Konsumkultur. Der Konsumismus ist nicht etwas, das uns gleichsam zufällig passiert ist, nachdem die Religion in die Brüche gegangen war. Die Konsumkultur hat die ganze Welt im 20. Jahrhundert so stark durchdringen können, gerade weil sie sich uns für die Sinnsuche als (zumindest oberflächlich) praktikable Alternative zur Religion anbot. Der Konsumismus, behaupte ich, ist eine Art säkulare Religion. Seinen Erfolg als kulturelles Phänomen verdankt er zu einem Gutteil der Absenz anderer anwendbarer Strukturen für die Sinnsuche. Der Konsumismus hatte Erfolg, weil die Religion versagte.

Das heißt aber keineswegs, dass ich für eine Rückkehr zur orthodoxen Religion als angemessenen Ausweg aus der ökologischen und sozialen Krise, die durch den Konsumismus ausgelöst wurde, plädiere. Ich glaube nicht, dass so eine Umkehr überhaupt möglich ist. Und die Umstände, unter denen diese ins Auge gefasst werden könnte – z.B. die Zunahme des Fundamentalismus in der einen oder anderen Form –, sind nicht sonderlich ansprechend. All unsere Erfahrungen zeigen, dass fundamentalistische religiöse Bewegungen in ihrem Wesen von Repression, Chauvinismus und in hohem Maße von intellektueller und sozialer Dürftigkeit geprägt sind.

Wie mir scheint, bleiben uns nur zwei Optionen. Die eine besteht in der Verfolgung einer neuen Strategie, wie unsere Ideale ausgelagert und selektiv wieder zurückgeholt werden können. Dabei möchte ich keine Mutmaßung wagen, ob diese Strategie in einer Art säkularer Spiritualität, einer anderen Form des kulturellen Symbolismus oder der Aneignung einer neuen Kosmologie bestehen könnte. Das spielt vielleicht auch gar keine so große Rolle. Die Hauptsache ist, dass sie sich als stark genug erweist, um die dominante Konsumkultur von ihrem Platz zu verdrängen. Die neue Strategie muss uns klare soziale und psychologische Vorteile gegenüber der Konsumkultur anbieten. Und natürlich muss sie in ökologischer Hinsicht eine wesentlich bessere Leistung bringen.

Als zweite Option könnten wir eine neue Strategie entwickeln, wie wir mit der menschlichen Befindlichkeit umgehen könnten. Wie oben erwähnt, identifizierte McCracken die Strategie des ausgelagerten Sinns als eine von drei Möglichkeiten, mit der Kluft zwischen der Wirklichkeit und unseren Idealen leben zu können (die beiden übrigen waren naiver Optimismus und offener Zynismus). Aber vielleicht gibt es noch weitere Strategien. Andere Möglichkeiten. Andersartige Wege mit der menschlichen Befindlichkeit umzugehen. Andere Methoden, um zu akzeptieren, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Oder vielleicht einfach eine Strategie, menschlich zu werden – zum ersten Mal.

Keine dieser Optionen ist leicht zu definieren. Beide beinhalten tief greifende soziale und intellektuelle Herausforderungen. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass wir nun an diesem Punkt angelangt sind. Dies sind die vor uns liegenden Aufgaben. Vor diesen Herausforderungen stehen wir, wenn die Gesellschaft ihre Sucht nach materiellen Gütern überwinden und eine Möglichkeit des Lebens im Einklang mit der ökologischen Tragfähigkeit des Planeten finden soll.

Prof. Dr. Tim Jackson
Professor of Sustainable Development
Centre for Environmental Strategy, University of Surrey
Guildford, Surrey, GU2 7XH, GB
E-mail: t.jackson@surrey.ac.uk

Anmerkungen

1. Von dieser apokryphen Rede finden sich in der Populärliteratur verschiedene Quellenangaben und Versionen. Siehe z.B.: http://www.orst.edu/instruct/anth484/kennedy.html.
2. Charles Whitman verschanzte sich am 1.8.1966 am Turm der Universität von Texas in Austin und erschoss von dort aus 16 Menschen, 31 weitere überlebten verletzt; Richard Speck ermordete am 13.7.1966 acht Schülerinnen in einem Schwesternwohnheim mit einem Messer, nachdem er sie zuvor vergewaltigt hatte. (Anm. d. Übers.)
3. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass manche Aspekte des Bedürfnisses nach Subsistenz einen Beitrag von außerhalb der formellen Wirtschaft benötigen, wie z.B. die Haushaltsarbeit zur Zubereitung der Mahlzeiten oder den gesetzlichen Rahmen, der die Nahrungsmittelhygiene sicherstellt. Zu den Satisfiern zählen nicht nur Güter und Dienstleistungen der Wirtschaft.
4. Ein weiterer Faktor für den Abstieg der Religion war, dass es der Kirche nicht gelang, eine glaubwürdige Theodizee zu formulieren (d.h. eine Möglichkeit, das Konzept einer wohlwollenden Gottheit mit dem Vorhandensein des Bösen und des Leidens auf der Welt in Einklang zu bringen) (JACKSON 2002).

Literatur

ALLEN, W. (1982): *The Midnight Economist: broadcast essays III*. International Institute for Economics Research, Los Angeles.

ATKINSON, A. (1983): *The Economics of Inequality*. 2. Auflage 1995, Oxford University Press, Oxford.

BURTON, J. (Hrsg.) (1990): *Conflict: human needs theory.* St. Martin's Press, New York.

CASTANEDA, B. (1999): An Index of Sustainable Economic Welfare for Chile. In: *Ecological Economics*, Vol. 28(2), 231-244.

COBB, C., COBB, J. (1994): *The Green National Product*. University of Americas Press, Lanham, Md.

DALTON, H. (1920): The measurement of the inequality of incomes. In: *Economic J.*, Vol. 30, 348-361.

DALY, H., COBB, J. (1989): *For the Common Good – redirecting the economy towards community, environment and sustainable development*. Beacon Press, Boston.

DETR (1999a): *A Better Quality of Life: the UK Sustainable Development Strategy*. Department for the Environment, Transport and the Regions, London.

DETR (1999b): *Quality of Life Counts: indicators for sustainable development*. Department for the Environment, Transport and the Regions, London.

DIEFENBACHER, H. (1994): The index of sustainable economic welfare in Germany. In: Cobb, C., Cobb, J.: *The Green National Product*. University of Americas Press, Lanham, Md.

DOUGLAS, M., ISHERWOOD, B. (1980): *The World of Goods – towards an anthropology of consumption*. Penguin Books, London.

DOYAL, L., GOUGH, I. (1991): *A Theory of Human Needs*. Macmillan, London.

DURNING, A. (1992): *How much is enough?* W.W. Norton, New York.

ELGIN, D. (1993): *Voluntary Simplicity*. William Morrow, New York.

FINE, B., LEOPOLD, E. (1993): *The World of Consumption*. Routledge, London.

FROMM, E. (1979): *Haben oder Sein: Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft.* 2. Aufl., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

GUENNO, G., TIEZZI, S. (1996): An index of sustainable economic welfare for Italy. In: *FEEM Newsletter* Vol. 2, 16-21.

HAGGETT, C. (2000): *Control, Risk and Identity: the social ideology of the car*. MSc Dissertation, University of Surrey.

HAMILTON, C. (1999): The Genuine Progress Indicator: methodological developments and results from Australia. In: *Ecological Economics*, Vol. 30(1), 13-28.

HEAP, B., KENT, J. (2000): *Towards Sustainable Consumption – a European perspective*. The Royal Society, London.

HERBER, L. (1963): *Our Synthetic Environment*. Jonathon Cape, London.

HICKS, J. (1939): *Value and Capital*. Oxford University Press, Oxford, New York.

HIRSCH, F. (1980): *Die sozialen Grenzen des Wachstums. Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.

JACKSON, T. (2002): *Consumer Culture as a Failure in Theodicy*. Berichte der Konferenz 'Consumption, Christianity and Creation', vom Juli 2002 in Sheffield, Sheffield Hallam University.
JACKSON, T., MARKS, N. (1994): *Measuring Sustainable Economic Welfare, a pilot index 1950-1990*. Stockholm Environment Institute/New Economics Foundation, Stockholm.
JACKSON, T., STYMNE, S. (1996): *Sustainable Economic Welfare in Sweden – a pilot index 1950-1992*. Stockholm Environment Institute, Stockholm.
JACKSON, T., MARKS, N. (1999): Consumption, Sustainable Welfare and Human Needs – with reference to UK expenditure patterns between 1954 and 1994. In: *Ecological Economics*, Vol. 28, 421-441.
JACKSON, T., MARKS, N., RALLS, J., STYMNE, S. (1997): *Sustainable Economic Welfare in the UK: 1950-1996*. Centre for Environmental Strategy/New Economics Foundation, London.
JACOBS, M. (1997): The quality of life: social goods and the politics of consumption. In: Jacobs, M. (Hrsg.): *Greening the Millennium? The New Politics of the Environment*. Blackwell Publishers, Oxford.
LEDERER, K. (Hrsg.) (1980): *Human Needs - a contribution to the current debate*. Oelgeschlager, Gunn and Hain, Cambridge, Mass.
MARX, K. (1975): *Early Writings*. Penguin Books, Harmonsworth.
MASLOW, A. (1954): *Motivation and Personality*. Harper & Row, New York.
MASLOW, A. (1968): *Towards a Psychology of Being*. van Nostrand Reinold, New York.
MAX-NEEF, M. (1991): *Human-scale Development – conception, application and further reflection*. Apex Press, London.
MAX-NEEF, M. (1995): Economic growth and quality of life – a threshold hypothesis. In: *Ecological Economics*, Vol. 15, 115-118.
MCCRACKEN, G. (1990): *Culture and Consumption*. Indiana University Press, Bloomington, Indianapolis.
MCLAREN, D., BULLOCK, S., YOUSEF, N. (1997): *Tomorrow's World*. Earthscan, London.
MYERS, D., DIENER, E. (1996): The Pursuit of Happiness. In: *Scientific American*, Nr. 274, 54-56.
MYERS, N. (1997): Consumption: challenge to sustainable development. In: *Science*, 276, 53-57.
OEGEMA, T., ROSENBERG, D. (1995): *A Pilot ISEW for the Netherlands 1950-1992*. Instituut vor Milieu- en Systeemanalyse, Amsterdam.
OSWALD, A. (1997): Happiness and Economic Performance. In: *Economic Journal*, Vol. 107, 1815-1831.
ROSENBLATT, R. (Hrsg.) (1999): *Consuming Desires: consumption, culture and the pursuit of happiness*. Island Press, Washington, DC.
SCITOVSKY, T. (1976): *The Joyless Economy*. Oxford University Press, New York.
SHAW, G. B. (1921): *Back to Methuselah*. Penguin, Harmondsworth, UK.
STOCKHAMMER, E., HOCHREITER, H., OBERMAYR, B., STEINER, K. (1997): The Index of Sustainable Economic Welfare (ISEW) as an alternative to GDP measuring economic welfare. The results of the Austrian (revised) ISEW calculation 1955 – 1992. In: *Ecological Economics*, Vol. 21(1), 19-34.
STYMNE, S., JACKSON, T. (2000): Intragenerational equity and sustainable welfare. In: *Ecological Economics*, Vol. 33, 219-236.
UNDP (1998): *Human Development Report 1998*. Oxford University Press, Oxford and New York.
VEBLEN, T. (1899): *The Theory of the Leisure Class*. Macmillan Company, New York, Neuauflage bei Prometheus Books, London, 1998.
WEIZSÄCKER, E.U. von, LOVINS, A., LOVINS, H. (1995): *Faktor Vier. Doppelter Wohlstand – halbierter Naturverbrauch*. Droemersche Verlagsanstalt, München.
WILKINSON, R. (2001): *Mind the Gap – Hierarchies, Health and Human Evolution*. Weidenfeld and Nicholson, London.
WORCESTER, R. (1998): More than Money. In: Christie, I., Nash, L. (Hrsg.): *The Good Life*. Demos, London.
WRIGHT, R. (1995): The Evolution of Despair. In: *Time*, 28 August 1995, 50-57.

Übersetzung: Mag. Clemens Purtscher, Wien